

„Am besten folgt man beim Schreiben seiner inneren Stimme“

Benno Pludra im Gespräch mit Bernhard Rank und Gina Weinkauff

Am 10. Mai 2005 fand im Rahmen des Veranstaltungsreihe Kinderliteratur im Gespräch eine zumindest in dreierlei Hinsicht aus dem Rahmen fallende Veranstaltung statt: Der Gast zählt zu den bedeutendsten Vertretern der deutschsprachigen Kinderliteratur der letzten fünfzig Jahre, er repräsentiert die hierzulande kaum bekannte Kinderliteratur der DDR und er verfügt über eine außergewöhnliche persönliche Ausstrahlung, die nicht nur die Atmosphäre des Gesprächs bestimmt hat, sondern auch seinen (von den Plänen der Veranstalter durchaus abweichenden) Ablauf. Dieses Gespräch verlief also nicht in vorgezeichneten Bahnen; sein Fluss folgte der Benno Pludra eigenen bedächtigen Form von Spontaneität und es war durch seinen Humor und Nachdenklichkeit vereinenden unpräzisen Plauderton geprägt. Auch die Heidelberger Studierenden, die sich zuvor in Seminaren und Übungen mit Benno Pludras Romanen *Das Herz des Piraten* (1985) und *Jakob heimatlos* (1999) beschäftigt hatten, konnten sich seinem Charme nicht verschließen.

Bevor sich das Gespräch auf diese beiden Bücher richtete, kamen Pludras persönliche Erfahrungen mit dem Lehrerberuf zur Sprache, außerdem seine Kriegserlebnisse und deren späte literarische Verarbeitung in dem Roman *Aloa-hé* (1989), sein Selbstverständnis als Kinderbuchautor der DDR, der Umgang mit staatlichen Restriktionen und die Identifikation mit dem Projekt „Sozialismus“ sowie die Rezeption seiner Bücher in Ost und West. Die Frage, in welchem Umfang die Kinderliteratur optimistische Weltbilder zu vermitteln habe, bildete einen besonderen Schwerpunkt des Gesprächs.

Neben Gina Weinkauff und Bernhard Rank, die das Gespräch auf dem Podium führten, werden im Folgenden auch diejenigen Diskutanten aus dem Publikum namentlich erwähnt, die in diesem Heft unserer Zeitschrift mit Beiträgen vertreten sind. Alle anderen Beiträge aus dem Publikum wurden anonymisiert.

„Ich bin ganz froh, dass es so gekommen ist“ (Biographisches)

Pludra: Das ist für mich ein ganz ungewöhnlicher Anblick, Sie alle hier zu sehen. Freundliche, helle Gesichter und die meisten sind Mädchen. Ich war vor vielen, vielen Jahren schon mal in Heidelberg, da wusste ich noch nichts von der Hochschule, ich hatte nur gelesen, hier gebe es ein sehr schönes Schloss. Das habe ich dann gesucht und auch gefunden. Heute sind wir über die Brücke gefahren, da habe ich das Schloss wieder gesehen und das ist viel eindrucksvoller, als wenn drinnen herumläuft. Der Weg über die Brücke ist der schönste, um das Schloss zu sehen. So und jetzt machen wir etwas anderes. Sie sind alle Studenten für die Schule, also Lehrerstudenten, ja?

Publikum: Ja.

Pludra: Das ist gut, man muss nur, ich glaube, eine ordentliche Portion Geduld haben als Lehrer.

Ich bin während des Krieges zur See gefahren; ich war bei der Handelsmarine, deshalb wurde ich nicht Soldat. Dieses große Glück habe ich erst später begriffen. Und nach dem Krieg gab es keine Schiffe mehr, da bin ich nach Hause gegangen. Meine Eltern lebten damals in Großenhain, in Sachsen. Und dann sagt meine Mutter: „Die suchen einen Lehrer, geh mal hin zur Gemeinde!“ Ich bin dann angenommen worden für einen Acht-Monate-Kursus in Riesa, das liegt auch in Sachsen. Das hat mir ganz gut gefallen und ich wurde dann Lehrer. Zuerst hatte ich

ganz Kleine, die habe ich nach zwei Tagen wieder abgegeben. Ich habe das nicht geschafft - es waren alles Mädchen, die hatten sich immer etwas zu erzählen, das war mir zu anstrengend. Da habe ich dem Direktor gesagt: „Ich möchte lieber Jungen haben,“ und er hat mir dann die fünfte und sechste Klasse gegeben. Mit denen gab es dann andere Probleme. Das war ja eine harte Zeit, unmittelbar nach dem Krieg, und jeden Morgen, wenn ich zur Schule ging, zu meiner Arbeit, dachte ich: „Das hältst du nicht lange aus. Nicht dein ganzes Leben.“

Dann gab es die Möglichkeit, zum Vorsemester zu gehen, das war eine Studieneinrichtung an den Universitäten, an der man sein Abitur nachmachen konnte. Ich bin nach Halle gegangen, habe dort die Reifeprüfung gemacht und angefangen zu studieren. Gleichzeitig habe ich die ersten Geschichten geschrieben. Dass ich als Lehrer gearbeitet habe, war für mich sehr gut. Ich habe dadurch meine eigenen Lehrer, die verflissenen, richtig schätzen gelernt - als Schüler weiß man ja nicht, wie viel Mühe dahinter steht - aber es war nun zu spät. Ich bin ganz froh, dass es so gekommen ist, auch darüber, dass ich dann angefangen habe zu schreiben.

Weinkauff: Ich möchte gerne noch einmal nach der Zeit davor fragen, nach Deinen Erlebnissen bei der Handelsmarine (1942-1945), die Du später in Deinen Roman *Aloa-hé* (1989) verarbeitet hast. Der Protagonist Daniel Bloom kommt, wie Du, aus der Lausitz und fährt mit 16 Jahren zur See. Was haben Benno Pludra und Daniel Bloom sonst noch gemeinsam?

Pludra: Ich hätte nicht über Daniel Bloom schreiben können, wäre ich nicht auf diesem Schiff gewesen. Ein großes Segelschiff - es war immer mein Traum auf einem solchen Segelschiff zu fahren. Und es war ja mitten im Krieg. Erst später habe ich mitgekriegt, dass, während ich zur See fuhr und ein relativ ordentliches Leben hatte, meine Alterskameraden z. B. nach Stalingrad laufen mussten. Aber das sind Dinge, die man erst hinterher richtig einordnen kann. Damals hatten wir oft sehr schlechte Laune und es war auch harte Arbeit. Später bin ich auf einem Dampfer gefahren, einem Frachter, und 1944 im Dezember haben wir einen Torpedo gekriegt und da ist der einfach untergegangen. Wir waren ein großes Schiff, ein Zehntausendtonner, wir hatten Erz geladen und ich habe gar nicht geglaubt, dass der untergehen wird. Er hatte den Treffer achtern, es brauchte seine Zeit, bis das Schiff mit Wasser voll lief. Wir saßen im Rettungsboot und trieben zuerst am Schiff entlang und dann auf dem Schiff, als es unter Wasser war. Da sagte ich zu meinem Kumpel: „Ich steig wieder aus, wenn der jetzt abgeht, nimmt er uns alle mit runter.“ So ruhige Sätze kann man sprechen, sozusagen im Angesicht des Todes, des Untergangs. Als ich raus war, das war dieser berühmte Augenblick, habt ihr alle schon gesehen im Film, dass sich ein Schiff noch mal aufrichtet, wenn es eigentlich im Absaufen ist, weil die Luft oben ist. Die ganze Luft, die noch im Schiffraum war, drängt sich nach oben und so geht er dann unter. In allen Wochenschauen war es zu sehen, wie Schiffe untergehen. Da bin ich auch mit untergegangen, erstmal. Da habe ich dann gedacht: „Wärs du nur im Boot geblieben“. Man hat doch sehr nüchterne Gedanken, die noch ganz frei sind von Todesangst. Dann hat das Schiff alles mit runtergenommen. Da kommt so ein Sog und man geht mit unter. Ich dachte: „Jetzt bist du am Ende.“ Und dann habe ich wieder oben rausguckt. Da sah ich vor mir die Wand des Rettungsbootes. Da waren nur noch ein paar Köpfe drin, die anderen waren alle rausgesprungen, in der Angst, das Schiff nimmt das Boot mit runter. Das war im Dezember, in Nordnorwegen; ein Geleitboot hat uns dann aufgenommen - um die Geschichte abzukürzen.

Lange, lange nach dem Krieg, ich glaube im ersten Jahr der Wende, bin ich mit einem Norweger und seinem Segler zu den Shetlandinseln mitgesegelt. Sie fuhren zu einem Freundschaftstreffen der norwegischen Widerstandsbewegung. Ein Norweger hat einen Vortrag gehalten, erzählt, was sie gemacht haben gegen die Deutschen, im Krieg. Ich habe zu ihm gesagt: „Wir hätten uns vielleicht schon treffen können, 45 im Frühjahr bei Bergen, da sind wir torpediert worden, da waren U-Boote.“ Da sagte er: „Nein, das waren wir.“ Das war also die Widerstandsbewegung; die sind von den Shetlandinseln mit ihren Schnellbooten zur Küste gefahren, wo die deutschen Geleitzüge fuhren, haben ihre Torpedos abgeschossen und sind umgedreht und weg. Und unser Schiff, das hatten sie auch versenkt. Und nun hatte der gedacht,

ich würde jetzt wütend auf ihn, aber ich habe ihm gesagt: „Es war ja Krieg und wir hatten da gar nichts zu suchen.“ Und ihn hat dann sein Leben lang beschäftigt, dass er junge deutsche Seeleute, die keine Soldaten waren, in den Tod geschickt hat, durch seine Arbeit. Ich habe versucht, ihm das auszureden, aber wahrscheinlich denkt er immer, wenn er nachts mal wieder wach wird: „Was hast du da gemacht in diesem verfluchten Krieg.“ Das sind Begegnungen, die ein ganzes Buch auslösen könnten, um es dann zu schreiben. Jetzt habe ich schon lange und viel geredet.

Weinkauff: Es hat ja sehr lange gedauert, bis Du Dich diesem Thema gestellt hast: *Aloa-hé* ist erst 1989 erschienen. Woran lag das? War das ein schwieriges Thema in der DDR oder brauchte es einen so großen Abstand, um sich diesem Kapitel der eigenen Lebensgeschichte noch einmal anzunähern?

Pludra: Ein Buch über die eigene Person zu schreiben, ist schwer, man muss sehr darauf achten, dass man sich nicht zu schön macht. Ich habe es verfremdet: Der Hauptheld hat mit mir gar nicht so viel zu tun. Aber alles, was war, wie wir an Bord gelebt haben und die Träume, die wir hatten, das konnte ich dann erst schreiben, ohne mich einzuengen. Das brauchte wahrscheinlich doch diese Jahre erstmal.

Weinkauff: Und das war Dein einziges Buch außerhalb der Kinder- und Jugendliteratur. Woran liegt das, was ist der Grund dafür, dass du so fast ausschließlich Literatur für Kinder und junge Leute geschrieben hast?

Pludra: Na ja, das hat sich ergeben, durch ein Preisausschreiben für neue Kinderbücher. Das war 1951. Ich habe in Berlin studiert und fuhr als Reporter für Landwirtschaft für die Märkische Volksstimme ins Oderbruch. Und drei Etagen über mir saß Gerhard Holtz-Baumert, der war Chefredakteur bei der Schulpost. Der hat mir dann gesagt, ich solle mal an den Hölzernen See¹ fahren, da sei ein Pionierlager, und etwas darüber schreiben. Ich habe dann mit einer Gruppe da im Zelt gewohnt und das hat mir gut gefallen. Mir hat auch gefallen, dass die da ziemlich locker gelebt haben, die Jungs. Wenn wir um den See gewandert sind, lief meist ein Biologe mit, der hat die Pflanzen raus genommen aus der Erde: „Gelb ist Knabenkraut“ - und der Letzte sollte das aufheben. In der Pause, bei der Rast wollte er alles noch mal erklären – „Gelb ist Knabenkraut“, und was da so war. Aber dieser Letzte, dem war das zu lästig, der hatte alles weggeschmissen, es war nichts mehr da. Also das war richtig gut, finde ich. Und es war auch ursprünglicher als die Lager später waren. Noch nicht so straff geführt, mehr Freiheiten für die Einzelnen. Und weil es diesen Aufruf für neue Kinderbücher gab, dachte ich: „Da werde ich was schreiben.“ Ich habe *Die Jungen von Zelt 13* geschrieben und erst sollte ich gar keinen Preis kriegen. Es gab immer welche bei uns, die etwas zu sagen hatten und die dann sagten: „Nein so sind die nicht, die Kinder.“ Aber ich sah sie so. Sie waren im Grunde ordentlich, sie haben sich bloß bestimmte Freiheiten genommen, die sie vielleicht hätten verstecken sollen. Es hat sich dann ergeben, dass ich weiter geschrieben habe. Und es war auch gerade der Kinderbuchverlag gegründet worden, 1949. Der saß in Berlin in einem alten Haus, bei dem man sich wunderte, dass es überhaupt noch stand. Da drin hatten sie ihre Bücher und ihre Arbeit und immer haben sie gesagt: „Komm schreib, schreib!“ Ich war inzwischen schon Redakteur bei der Rundfunkzeitung und konnte während der Arbeitszeit immer ein paar Seiten an meinen Büchern schreiben. Da habe ich am eine ganze Reihe geschrieben, die waren ganz ordentlich zum Lesen, aber sie waren nicht so, dass sie die Zeit überdauert hätten.

Schreiben in der DDR

Rank: Ich möchte gerne noch mal zurückkommen auf den Anfang, als Sie erzählt haben von Ihrer sehr kurzen Zeit als Lehrer. Sie hatten sicher, als Sie dann Kinderbücher schrieben und auch in Schulen gelesen haben, sehr viel zu tun mit Lehrern, die Ihre Bücher auch im Unterricht behandelt haben. War das Verhältnis spannungsfrei oder gab es auch Differenzen um

¹ Der Hölzerne See liegt etwa 35 km südöstlich von Berlin.

Interpretationen einzelner Bücher? Irgendwann habe ich gelesen, dass Sie die Erwartung:, Literatur soll Normen vermitteln und ungebrochen Vorbilder darstellen, nicht immer und nicht so erfüllen wollten, wie es manche aus der Lehrerschaft gerne gesehen hätten.

Pludra: Ja, das war so. Der Satz, auf den Sie gerade anspielten, heißt: „Wie trägt Kinderliteratur zum normgerechten Verhalten in der Unterstufe bei?“ Das ist doch ein Satz, da dreht sich der Magen um. In *Die Jungen von Zelt 13* habe ich eine Figur besonders wild gemacht und böse, als Alibi. Aber je weiter ich geschrieben habe, desto genauer musste ich sein. Sonst geht man unter, kann man mit dem Schreiben aufhören, spazieren gehen mit dem Hund, das kann man dann noch machen. Und es gab natürlich Erfahrungen, die waren schwierig und traurig. Ich denke auch an die Filme, die nach meinen Büchern gedreht worden sind. *Insel der Schwäne, Tambari, Lütt Matten, Die Reise nach Sundevit*. Der Film hatte es besonders schwer, weil da alles Kritische offenkundiger wird. In der Literatur lesen sie eher darüber weg. Und die Regisseure, die ja alle Füchse sind, die erschnuppeln, wo was zu holen ist. Die haben sich genau diese brisanten Stellen ausgesucht und haben sie nach vorne gebracht und so gab es häufig Ärger, als die Filme fertig waren. Ich weiß noch, wie Heiner Carow einmal ganz erschöpft in seiner Wohnung saß und sagte: „Ich weiß nicht mehr, wie ich noch Filme drehen soll.“ Er ist ja einer der besten Regisseure der DEFA gewesen,² und hat nun wirklich ununterbrochen Filme gemacht, die bestimmte Leute auf die Barrikaden getrieben haben.³ Ich verdanke ihm zwei Filme nach Büchern von mir,⁴ andere hat er nach Plenzdorf gemacht, und der war für bestimmte Leute bei uns ohnehin schon ein fragwürdiger Autor. Aber niemand hat sich abschrecken und umdrehen lassen von der ernsthaften Arbeit in der Literatur und in den Filmen.

Fragerin: Sie haben eben die Zensur in der DDR angesprochen. Mich würde interessieren, inwiefern Sie das als Autor beim Schreiben belastet hat. Ist da ein Gedanke im Hinterkopf: „Darf ich, oder darf ich nicht?“

Pludra: Dieser Gedanke war wahrscheinlich immer gegenwärtig. Und manchmal entstehen daraus, wie soll ich sagen, Ausweichgeschichten. Ich denke: „Ach, du wolltest das eigentlich so schreiben, aber die haben mal wieder einen Knall, dann schreibst du es nicht so.“ Um ihnen nicht Wasser auf die Mühlen zu geben.

Rank: Sie waren in der DDR sehr erfolgreich. Irgendwo habe ich die Zahl von 5 Millionen verkaufter Bücher gelesen. Worauf führen Sie diesen Erfolg zurück?

Pludra: Ja, die wurden gedruckt und auch gelesen. Das ist die andere Seite, dass der Kinderbuchverlag sich nicht hat beirren lassen in einer bestimmten Verlagspolitik und dabei auch einiges riskiert hat. Zum Beispiel mein Buch *Vom Bären, der nicht mehr schlafen konnte* (1967), ein Märchen. Da sind wir als Delegation in die Sowjetunion geschickt worden, wir sollten über die Großbauten des Kommunismus schreiben. „Wir müssen der Sowjetunion beistehen und helfen.“ Das war klar, wollten wir auch. Und da waren wir da unten am Baikalsee, übrigens sehr schön. Wenn ihr mal die Chance habt, fahrt mal hin, es gibt einen wunderbaren Fisch da, solange es den noch gibt, hängt ja auch vom Wasser ab, von der Qualität. Und dort wurden große Kombinate gebaut, ein Erzkombinat, eine Papiermühle, die später stillgelegt worden ist, weil sie den See kaputt gemacht hätte. Diesen riesigen Baikalsee hätte sie vergiftet. Das war damals aber noch nicht bekannt. Und dann haben uns die Arbeiter erzählt: „Ja, wenn wir dann im Wald sind, dann läuft der, nicht wahr, der Bär, der hat Angst, der läuft.“ Frage ich: „Wo läuft er hin?“ „Der läuft weg, wenn wir da sind, haut der ab.“ Frage ich: „Und wie lange macht er das?“ „So lange er laufen kann, läuft er. Irgendwann kommt aber dann das Eismeer oder so, wenn er lange genug läuft.“ Und ich war froh, dachte: „Jetzt schreibst du eine Geschichte vom Bären, der nicht mehr schlafen konnte, weil der Lärm ihn gestört hat.“ Und die habe ich geschrieben und die ist überhaupt nicht beanstandet worden. Es hat schon

² Der in Ost und West bekannteste Film von Heiner Carow ist *Die Legende von Paul und Paula* (1972/73) nach einem Szenario von Ulrich Plenzdorf und unter Mitwirkung der Rockgruppe *Puhdys*.

³ Z.B. *Die Russen kommen* (1968), *Ikarus* (1974/75) und *Coming Out* (1988)

⁴ *Sheriff Teddy* (1957) und *Die Reise nach Sundevit* (1966)

einzelne gegeben, die gesagt haben: „Das ist ja bekloppt, die schicken den dahin und dann schreibt der vom Bären, der nicht mehr schlafen konnte. Es geht aber hier doch um die Großbauten des Kommunismus.“ Hätte ich das geschrieben, dann wäre ich längst im Eimer und erledigt und Asche! Diese Geschichte *Vom Bären, der nicht mehr schlafen konnte*, die finde ich gut, bis heute.

Also - am besten folgt man beim Schreiben seiner inneren Stimme. Man kann sich natürlich fürchterlich irren und schreibt dann großen Stuss. Ich glaube jeder, der Bücher geschrieben hat, ärgert sich über bestimmte misslungene und denkt: „Was hast Du denn da gemacht?“ Wenn das einer von euch mal machen will, es ist ein schöner Beruf. Aber man muss genau hingucken was man schreibt und warum!

Härle: Zuerst etwas Anekdotisches und dann schließe ich eine Frage an. Ich habe als Junge von meiner Tante aus der damals von uns so genannten „Ostzone“ ein Buch von Ihnen geschenkt bekommen. *Die Jungen von Zelt 13*. Ich habe das heute noch, die Erstausgabe aus dem Kinderbuchverlag. Ich habe es mit großer Faszination gelesen als Junge, glaube aber, dass ich einer der ganz wenigen war in Westdeutschland, in der Bundesrepublik. Meine Frage, die ich an dieses Anekdotische anschließe: Wie sind Sie denn überhaupt in dieser Zeit in der Bundesrepublik rezipiert worden? Dieses Buch vertritt ja doch sehr stark, und das hat mich sehr beeindruckt, sozialistische Ideale. Ich vermute, wenn ich keine Tante in der Ostzone gehabt hätte, hätte ich das wahrscheinlich gar nicht zu Gesicht bekommen.

Pludra: Ja, Sie haben recht, es wurde nicht in der BRD gedruckt. Später hatten wir sehr gute Kontakte zum Bödecker-Kreis. Das ist eine Vereinigung von Autoren, Buchhändlern, Bibliothekaren und Verlegern.⁵ Hans Bödecker, der Sohn von Friedrich Bödecker, der den Verein geleitet hat, ist in den Osten gekommen. Wir hatten ein gutes Verhältnis und konnten dann zunehmend in den Westen fahren zu Lesungen. Da habe ich aber *Die Jungen von Zelt 13* nie vorgelesen! Das wollten die nicht, war ihnen zu sehr *für* die DDR.

Weinkauff: Aber *Das Herz des Piraten*, *Insel der Schwäne* und andere Bücher sind ja dann in Lizenzausgaben erschienen, teilweise in gekürzten Lizenzausgaben.

Pludra: *Das Herz des Piraten* war ein mir immer ein sehr am Herzen liegendes Buch.

Rank: Das ist ja auch parallel im Beltz Verlag und im Osten erschienen, zeitgleich (1985).

Pludra: Ja. Es ist sogar früher bei Beltz erschienen, und das hat natürlich für Gerüchte gesorgt: Der hat keine Druckgenehmigung gekriegt in der DDR und darauf ist es im Westen erschienen. Aber es lag nicht an der fehlenden Druckgenehmigung. Die im Osten haben sich mehr Zeit gelassen, wollten das richtig schön machen, und dann war es bei Beltz schon da. War prima und es gab auch keinen Krieg deswegen.

Frager: Worin sehen Sie als Autor die Aufgabe der Kinder- und Jugendliteratur im Unterricht, wozu soll sie dienen?

Pludra: Na, dienen soll sie dazu, dass sie die Leser gut unterhält. Dieser Unterhaltungswert ist ungemein wichtig: dass die Bücher gern gelesen werden und dass die Klasse nicht stöhnt, wenn der Lehrer sagt: „So hier sind die Bücher, das ist unser Lesestoff in den nächsten fünf Wochen!“ Dann hat jede Geschichte einen Bildungswert, muss sie eigentlich haben, etwas, das sozusagen das Herz berührt und die Seele. Wenn das ausbleibt kann man sich dusselig schreiben, und - wie heißt den das hier auf Neudeutsch? - „Action“, das konnte ich nie, das langweilt mich zu Tode. Ich wäre durchaus in der Lage eine Actiongeschichte zu machen, von den Abläufen her. Aber für so was Überflüssiges und für mich Anstrengendes, da habe ich gar keine Lust. Also wenn ich nicht selbst bei dieser Geschichte bin, kann ich sie nicht schreiben. Das ist enorm wichtig. Es muss euch gut unterhalten und zwar so, dass ihr ein Stück klüger werdet, nebenbei. Ihr merkt es gar nicht. Wenn ich alte Bücher aufschlage, die ich als Junge sehr gerne gelesen habe, da

⁵ Der nach dem Literaturpädagogen und Aktivistin der Vereinigten *Jugendschriftenausschüsse* Friedrich Bödecker benannte Verein wurde 1954 in Niedersachsen gegründet. Der Friedrich-Bödecker-Kreis organisiert bis heute Lesungen für Kinder und Jugendliche, zu denen von den siebziger Jahren an auch Autorinnen und Autoren aus der DDR eingeladen wurden. Allerdings erhielten nur wenige die Genehmigung zum Reisen.

finde ich natürlich auch viel Stuss. Da könnte man nun sagen: Es war schade um die Zeit. Aber ich habe das eben gern gelesen. Besser etwas nicht so Brillantes zu lesen als gar nichts zu lesen. Beim Lesevorgang ist man ja mit sich und der Welt alleine, da quatscht keiner dazwischen und man macht sich seine eigenen Gedanken. Das ist schon ein Vorteil. Also ich halte Lesen für sehr wichtig.

Nun werden die Bücher auch teurer. Das ist ein Problem. Bei uns waren die Bücher relativ preiswert, eigentlich. Diese Reihe⁶ hat nun die neue Inhaberin des Kinderbuchverlages gemacht. Einige der älteren Sachen habe ich bearbeitet, aber nicht so intensiv, ich habe nur rausgenommen, was mir gar nicht mehr zusagte und versucht, die Qualität zu verbessern. Man wird ja immer ein bisschen klüger. Also man kann nicht sagen: „Das habe ich vor 10 Jahren mal so geschrieben, das muss so bleiben.“ Das ist zu eng gedacht. Für das Buch *Die Märchen* (1994) habe ich einen Teil neu bearbeitet. Ich les' euch mal *Ein Mädchen fand einen Stein* (EA 1981).

(Pludra liest das Märchen *Ein Mädchen fand einen Stein*.)

Und da gab es dann Leute, die sagten: Das geht nicht, dass sich die Kinder auf Wolken wünschen. - *Trauermantel und Birke*, soll ich das noch lesen? Das ist übrigens eine alte Sage aus meiner Kindheit, kenne ich von meiner Oma. Die besten Geschichten hörten wir zu unserer Zeit, damals als ich ein Kind war, von den alten Leuten. Besonders von den alten Frauen. Die alten Männer haben häufig nur Schnaps getrunken. Meine Oma war sehr fleißig; sie ging immer mit einem Handkarren in den Wald und räumte das Reisig zusammen. Und da gab es böse Kerle, z. B. die Förster: Wer keinen Holzsammelschein hatte, der wurde bestraft. Also das machte sie und sie hatte sie immer eine Menge Geschichten zu erzählen. Ich bin auch gerne mit meiner Oma mitgefahren aufs Dorf, zu ihrer Schwester. Und dann kam noch eine alte Bäuerin und dann haben die sich erzählt, auch aus ihrer Jugendzeit und viel vom Ersten Weltkrieg. Ich habe da zugehört und das war ungeheuer. Und wenn ich mir das heute so vergegenwärtige, war das viel nachhaltiger für die Seele, als wenn ich in der Zeit ferngesehen hätte, das gab es ja noch lange nicht.

(Pludra liest das Märchen *Trauermantel und Birke*)

Das Herz des Piraten

Fragerin: Ich möchte noch mal auf *Das Herz des Piraten* zurückkommen. Inwiefern hängt das mit diesem Märchen zusammen, das Sie vorhin vorgelesen haben? Haben Sie die Geschichte mit dem Zauberstein in den Roman integriert oder hat Sie das andere Buch inspiriert? Wie hängt das zusammen?

Pludra: Weiß ich gar nicht, es ist mir gar nicht bewusst gewesen, dass da ein Zusammenhang besteht. Steine haben immer etwas Besonderes, damit kann man allerhand anstellen. Im Märchen gibt es die Wundersteine, aber wer einen Stein wirft, kann damit auch Unglück verursachen ...

Fragerin: Können Sie noch ein bisschen was zum *Herz des Piraten* sagen, warum Ihnen das so am Herzen lag und wie es dazu kam.

Pludra: Ich glaube, da habe ich zum ersten Mal ganz von innen her geschrieben, ohne an Ideologie zu denken. Diese Manipulatorentrommeln waren ja immer gegenwärtig. Ich guck in die Zeitung und lese: „Da hat einer ein wunderbares Buch geschrieben und alles ist klar, die Rolle der Arbeiterklasse ist drin und so weiter.“ Das lag mir sowieso nicht. Und *Das Herz des Piraten* habe ich einfach geschrieben. Ohne an sozialistische Moral oder so etwas zu denken. Ich habe der Geschichte gegeben, was sie brauchte, nach meinem Gefühl. Gelberg, der damals Cheflektor war und das Buch dann auch gemacht hat, hat das gleich gesagt, als er die ersten Seiten gelesen hatte: „Da schreibst Du weiter und lass Dich nicht beirren.“ Das ist ja auch ein

⁶ Es geht um vier Anthologien mit älteren und neueren Erzählungen von Benno Pludra, die, in gleicher Ausstattung (mit Ill. von Ursula Bruski) in den Jahren 1994 und 1999 erschienen sind.

Problem beim Schreiben, dass man gute Freunde hat und die sagen: „Was machst du denn jetzt mit dem Piraten da und mit dem Herz, was soll denn das?“ Also, sagen wir mal so, man soll auf Ratschläge hören, glaube ich, aber man darf sich nicht unterkriegen lassen. Und häufig sind gerade die wohlgemeinten guten Ratschläge gefährlich. Wo man denkt: Der gibt sich solche Mühe, du kannst ihn nicht kränken ... Aber beim *Herz des Piraten* ging das gar nicht.

Dolle-Weinkauff: Vielleicht noch eine Frage dazu: Kannst Du Dir erklären, warum gerade dieses Buch, das so wenig direkte Bezüge zur Wirklichkeit der DDR hat, warum gerade das in der DDR so aufmerksam wahrgenommen und so heftig diskutiert worden ist? Ich kann mich erinnern: Es sind nur ganz wenige Kinderbücher etwa in den *Weimarer Beiträgen* zur Sprache gekommen. *Das Herz des Piraten* hat allerdings eine Debatte in dieser germanistischen Literaturzeitschrift ausgelöst, da ist etwas in Bewegung gekommen. Aber warum gerade dieses Buch und nicht ein anderes, in dem vielleicht sehr viel programmatischer geschrieben wurde?

Pludra: Weil es besser war. Es war besser. Es war literarisch besser.

Rank: Hängt das vielleicht auch mit der Diskussion um Phantastik in einem realistischen Kinderbuch zusammen? Das ist ja eine Debatte, die in den 80er Jahren auch am Beispiel anderer Bücher geführt worden ist.

Pludra: Das habe ich gar nicht gemerkt.

Fragerin: Als ich das Buch gelesen habe, war ich sehr überrascht von dem Schluss.

Normalerweise erwarte ich von Kinderbüchern, dass sie gut enden, also dass dann alles wieder zusammengeführt ist, der Held oder die Heldin glücklich ist am Ende ... Und das ist doch hier sehr offen, beim *Herz des Piraten*: Der Vater ist weg und die einzige Erinnerung an den Vater liegt im Meer. Haben Sie mal daran gedacht, das anders zu schreiben? Wieso ist es so geworden?

Pludra: Nee, das habe ich genau so gedacht. Der Vater geht weg. Die Mutter will ihn nicht mehr. Er hat sich zu lange im Verborgenen gehalten und nun kommt er und macht ihr ein Stück Leben kaputt – vielleicht. Sie hat kein Vertrauen mehr zu ihm. Sie weiß, er treibt sich hier ein bisschen rum und dann haut er wieder ab mit seinem Zirkus. Ja, das Vertrauen fehlt.

Rank: Jetzt hören wir einmal Originalton Benno Pludra, ein Zitat von 1977: „Ein Buch, das der Leser aufatmend zuklappt, weil alles seinen Platz gefunden hat, erlischt im Gedächtnis schnell, es gibt keinen Zwang weiterzudenken. Die Eindeutigkeit, mit der Kinderbücher wohl geschrieben werden müssen, ist nicht gleichzusetzen mit Eingleisigkeit. Es muss einen unteren Boden geben, der Ahnungen und Spielräume zulässt. Die schlanken und glatten Geschichten sind meistens keine guten. In jedem Buch - für welchen Leser auch immer - sollte mehr passieren als tatsächlich geschrieben steht.“ Das haben Sie schon 1977 gesagt, einiges Zeit vor dem *Herz des Piraten*.

Pludra: Ja, der war besser als ich. Das weiß ich heute gar nicht mehr so. - Kinderliteratur birgt ja immer die Gefahr in sich, dass der Autor denkt: „Du musst das ein bisschen aufhellen, nicht so traurig machen für die armen Kinder.“ Das ist falsch. Wenn die Geschichte so ist, dass sie ein mehr trauriges Ende hat, dann muss man das so schreiben.

Über offene Enden und traurige Geschichten

Weinkauff: Ich glaube *Tambari* (1969) war Dein erstes Buch mit einem offenen Schluss. *Die Reise nach Sundevit* (1965) ist ja wie ein Märchen und endet auch so, auch *Lütt Matten* (1963) und *Bootsmann auf der Scholle* (1959) haben ein happy end. Mit *Tambari* ändert sich etwas in Deinem Schreiben: Die Konflikte werden schärfer, die Figuren tiefer berührt von den Konflikten und es gibt einen offenen Schluss.

Pludra: Ja, weil das auch für Größere gedacht war.

Weinkauff: Ja, das spielt auch noch eine Rolle.

Fragerin: In *Jakob heimatlos* (1999) gibt es ja ein ähnliches Problem. Ich möchte fragen, was Sie überhaupt dazu bewegt hat, diese Geschichte zu schreiben und dann mit diesem Ende – da ist ja wirklich gar nichts geklärt.

Pludra: Also was mich bewegt hat, das zu schreiben und mit dem Ende: Bewegt hat mich diese Geschichte, dass ein Mann arbeitslos wird und immer nur plump am Fenster sitzt und rausguckt. Und der Junge leidet fürchterlich darunter. Ich glaube, man hat mir im Westen dieses Buch etwas verübelt. Nun war gerade die Einheit da und da bringt der Pludra so ein Thema an, jetzt fängt der an mit der Arbeitslosigkeit.

Rank: Er war da zehn Jahre seiner Zeit voraus!

Pludra: Ja, es war ja vorauszusehen, dass das irgendwie so gehen wird. Ich musste das so schreiben, ich konnte es nicht anders schreiben und ich bin auch ganz froh, dass ich das so geschrieben habe, bis heute. Denn man muss dann doch konsequent sein. Man kann nicht sagen: „Ein bisschen schwanger.“ Das muss man so machen, wie es die Geschichte braucht. Da hat der Autor eigentlich gar nicht das Recht, reinzufummeln. Der Schluss, wie geht denn der?

Fragerin: Da ist wirklich gar nichts geklärt, weder was mit den beiden Obdachlosen ist, noch ob er jetzt zurückfährt oder ob er bei den Strichern bleibt, gar nichts.

Pludra: Ja, das Leben ist so. Ich habe, bevor ich angefangen habe zu schreiben, in der Zeitung immer gelesen von Jungs und so weiter, war dann sehr viel am Bahnhof Zoo und habe mir das da angeguckt. Ich musste nur darauf achten, dass die nicht dachten, ich bin ein Freier oder so. Da musst du aufpassen. Da habe ich mir das so angeguckt und auch diese armen Jungs. Und der Jakob, wie er jetzt in dem Buch heißt, ich glaube, der ist noch gar nicht raus, der ist noch weiter gefährdet. Das andere Problem für mich war – und das war eigentlich wichtiger – dass die Arbeitslosigkeit tödlich sein kann für eine Familie. Wenn ein Vater bloß noch am Fenster sitzt und rausguckt.

Weinkauff: Da beschreibst Du ein Milieu, das Dir eigentlich fremd ist, und Du hast ja auch gesagt, dass Du deswegen hin gegangen bist und Dir das angeschaut hast. Das ist, glaube ich, ein Sonderfall in Deinem Schreiben, dass Du so vorgehst, dass Du regelrecht recherchierst.

Pludra: Ja, eigentlich ja; davon hatte ich wenig Ahnung. Ich bin doch froh, dass es mir so eingefallen ist, das zu machen, mit diesem Jungen. Wenn ich mir jetzt die menschliche Landschaft angucke, hier in unserem Deutschland, wo doch die gesicherte Arbeit ein gefährdetes Gut geworden ist, da kannst du schon wieder ein Buch schreiben. Von schweren Abstürzen.

Frager: Weil Sie das gerade gesagt haben, könnte man schon wieder ein Buch schreiben. Schreiben Sie immer noch?

Pludra: Ja, ich habe etwas Neues angefangen, schon vor zwei Jahren ungefähr. Dann habe ich wieder aufgehört.

Weinkauff: Und davon habe ich vorhin gehört: Es ist kein Kinderbuch, kein Buch, das am Meer handelt, und auch nichts Autobiographisches, und ich bin sehr, sehr neugierig eigentlich auf diesen Anfang. Kriegen wir den noch zu hören?

Pludra: Ja, mal sehen, also kein Kinderbuch, eben ein Buch: *Hat jemand den weißen Lincoln gesehen?*

(Pludra liest aus seinem noch unveröffentlichten Manuskript.)

Also so geht das Ding los und nun muss es weiter geschrieben werden. Als ich damit angefangen hatte, da hat mich die Wirklichkeit eingeholt, da sind sie in Amerika in diese Türme reingeflogen, die Twin Towers, und ich habe gedacht: „Da kannst du gleich aufhören zu schreiben.“ Auch jetzt, wenn ich das so sehe, die Wiederholung, berührt es mich ganz schlimm, wie die Türme da stürzen. Aber inzwischen ist doch Zeit vergangen, so dass ich es relativ gelassen weiter schreiben kann.

Rank: Ja, wir wünschen Ihnen, dass Sie das zu Ende bringen und wir wünschen uns, dass es keine solchen Ereignisse mehr gibt, die den Prozess des Schreibens aufhalten und lähmen. Und wir danken Ihnen sehr, dass Sie gekommen sind und uns einen kleinen Ausschnitt präsentieren konnten aus den über 50 Jahren, in denen Sie geschrieben, gearbeitet haben. Für uns war es sehr interessant, auch weil Sie uns aus Ihren Texten gelesen haben, und deshalb nochmals unseren ganz besonderen Dank.

Pludra: Ich danke auch für die Aufmerksamkeit und wünsche Euch in Eurem schönen Heidelberg mit dem Schloss – das soll ja stehen bleiben – gute Tage, so Gott will. - Das sagen übrigens die Friesen, das fällt mir ein am Schluss, da war ich mal oben und wollte auf eine Hallig rüberfahren und sagte: „Um drei muss ich zurück!“ Und da sagt der: „Ja, so Gott will.“ Der dachte: „Der kann sich doch auf den Eimer setzen und kommt vielleicht nicht zurück.“ „So Gott will.“ Also, schönen Sommer noch.

Von Gina Weinkauff und Bernhard Rank überarbeitete, von Benno Pludra durchgesehene Version des Gesprächs